

Andrea Specht



Heute weiß ich, wer ich bin

Friederike
Garbe

Flüchtlingskind,
Findelmutter,
Senior-Model



BRUNNEN

Leseprobe aus:

Garbe/Specht, Heute weiß ich, wer ich bin



Hardcover, 208 Seiten plus 8 Fotosseiten

© 2022 Brunnen Verlag GmbH, Gießen

Lektorat: Konstanze von der Pahlen

Umschlagfoto: Mauritius Images

Umschlaggestaltung: Jonathan Maul

ISBN Buch: 978-3-7655-3718-9

ISBN eBook: 978-3-7655-7637-9

www.brunnen-verlag.de

Mitternachtswehen

„Lassen Sie das mal hier, Frau Pottag. Es wird sowieso nicht überleben.“

Verständnislos sah meine Mutter die Ärztin an, die eben wieder in den kahlen Kreißsaal gekommen war. Das warme Bündel Mensch, das vor wenigen Minuten das Licht der Welt erblickt hatte, hielt Mutter fest an sich gedrückt. Dann schaute sie auf das winzige Mädchen mit seinem noch zerkrautschten Gesichtchen, das ruhig schlief: auf mich, die kleine Friederike.

Eigentlich hätte ich ein Fritz werden sollen, nach meinem Vater und Großvater. Wie sehr hatte die Familie sich nach der ersten Tochter nun einen Jungen gewünscht, einen Stammhalter. Doch ich war ein Mädchen geworden. Nie würde das Kleine seinen Vater kennenlernen, schoss es Mutter durch den Kopf. Noch wusste es nichts vom Krieg, der seit viereinhalb Jahren Verwüstung und Tod über Europa brachte, und nichts von den Russen, die vor den Toren Breslaus standen und die gesamte Bevölkerung zur Flucht zwangen.

Erst vor wenigen Stunden – meine Mutter, meine Oma und meine Schwester waren gerade dabei gewesen, das Nötigste für die bevorstehende Flucht zu packen – hatten die Wehen eingesetzt. Mitten in der Nacht. Meine Mutter war verzweifelt. Warum gerade jetzt? So würden sie den Trecker eines Bekannten verpassen, auf dem sie hätten mitfahren können, um Breslau zu entkommen. Doch Oma munterte meine Mutter auf: „Lass nur, Erna. Du wirst später einmal froh sein, dass du dieses Kind hast.“

Schnell versuchte Mutter, ein Taxi zu bekommen, doch

ohne Erfolg. Alles, was Räder hatte, war gerade dabei, Breslau zu verlassen. So rief sie den Maschinenmeister der väterlichen Firma an, der kurz darauf in die Betriebsgarage eilte, wo er nur noch einen dreirädrigen Pritschenwagen vorfand. Alle anderen Fahrzeuge waren weg – offensichtlich von Verzweifelten entwendet, die Zugang zum Betriebsgelände hatten.

Durch die klirrende Januarkälte, bei minus 18 Grad und dichtem Schneefall, brachte der hilfsbereite Maschinenmeister meine Mutter mit dem Pritschenwagen ins Südsanatorium, Breslaus Frauenklinik. Dick in Decken eingemummelt saß sie auf dem Beifahrersitz und krümmte sich immer wieder zusammen, wenn eine Wehe über sie hinwegrollte. So gut es ging, füllte sie ihre Lungen mit der eisigen Luft der Fahrerkabine und versuchte, mit dem Schmerz zu atmen.

Die Frontscheibe des Wagens beschlug alle paar Atemzüge aufs Neue, die Scheibenwischer waren festgefroren. Immer wieder wischte der Maschinenmeister mit der bloßen Hand von innen über die Scheibe oder lehnte sich aus dem heruntergekurbelten Fenster, um freie Sicht nach vorn zu haben. Durch das Schneetreiben und die überfüllten Straßen war ohnehin kaum ein Durchkommen. Meter um Meter schlichen sie vorwärts.

Auf halbem Weg sammelten sie die Hebamme ein, die Mutter während der Schwangerschaft begleitet hatte. Sie würde auch bei der Entbindung im Krankenhaus dabei sein; so war es üblich. Allerdings fand die erfahrene Geburtshelferin nur noch hinten auf der Ladefläche Platz. Geduckt kauerte sie sich in eine Ecke und presste sich mit zusammengekniffenen Augen den hochgestellten Mantelkragen ans Kinn, um die eisige Kälte von sich fernzuhalten. Dicke Flocken wirbelten vom Himmel

und schon bald war die Hebamme von einer weißen Schneeschicht bedupert.

Mutter blickte regungslos auf das, was der Lichtkegel des Wagens vor ihnen aufscheinen ließ. Ihre Gedanken rasten im Kreis und nur der grelle Schmerz der Wehen, die nun in immer kürzeren Abständen kamen, zwang sie, sich auf das Atmen und die bevorstehende Geburt zu konzentrieren. Gerade rechtzeitig schafften sie es in die Klinik. Eine Viertelstunde später, morgens um sechs Uhr, war ich da.

Vergangenes Jahr, im Sommer 1944, war die deutsche Ostfront zusammengebrochen und die deutschen und ihre verbündeten Truppen waren zum Rückzug gezwungen worden. Wenig später hatte die Wehrmachtsführung Breslau zur Festung erklärt, zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt, der von den Streitkräften besonders hartnäckig verteidigt und bis zuletzt nicht aufgegeben werden sollte.

Nun spürte man jeden Tag an der zunehmenden Spannung, dass der Krieg sehr bald auch hier, mitten in der Hauptstadt Schlesiens, wüten würde. Die Rote Armee rückte täglich näher und just an diesem 21. Januar 1945, als ich zur Welt kam, wurden alle Männer Breslaus zum Kampf dienstverpflichtet.

Erst einen Tag zuvor hatte man die Frauen und Kinder aufgerufen, aus der Stadt zu fliehen. Panik brach aus, denn nichts und niemand war auf eine Evakuierung vorbereitet. Die Bahnhöfe quollen über von Menschen, die einen Platz in einem der seltenen Züge ergattern wollten. Nur wenige besaßen ein eigenes Fluchtfahrzeug oder hatten sich eine Mitfahrgelegenheit beschaffen können. So wurde angeordnet, dass die Bevölkerung zu Fuß in Trecks – mit Handwagen, manchmal auch mit einem

Pferdegespann und wenigen Habseligkeiten – Breslau verlassen sollte.

Natürlich war meine Mutter von den Strapazen der Geburt sehr geschwächt und hätte sich unbedingt schonen müssen. Doch an Ausruhen war nicht zu denken. Ihre Fluchtmöglichkeit war dahin, doch weg mussten wir trotzdem. Also begann sie vom Sanatorium aus, alle möglichen Stellen abzutelefonieren. Da ihr Vater ein angesehenener Mann in der Stadt gewesen war, schenkte man ihr Gehör. Sie erfuhr, dass am nächsten Tag ein Bahntransport mit Demenzkranken aus dem Diakonissenkrankenhaus in Richtung Westen abfahren würde. Mutter setzte durch, dass nicht nur sie, ihr Baby und meine vier Jahre alte Schwester Hannelore mitkommen konnten, sondern auch meine Großmutter.

Als die Ärztin das hörte, war sie entsetzt. Die Überlebenschancen des Neugeborenen in diesem unerbittlichen Winter waren extrem gering. Das wusste auch meine Mutter. Dennoch sagte sie voller Überzeugung: „Jetzt habe ich sie bekommen, nun nehme ich sie auch mit!“

So entkamen wir dank der Bekanntheit meines Großvaters, Mutters Beharrlichkeit und nicht zuletzt der Tatsache, dass sie einen Ausweis als Rotkreuzschwester hatte, dem Schicksal eines gefahrvollen Fußmarsches auf einem der Flüchtlingstrecks. Tausende Menschen, besonders Kinder und Alte, ließen auf diesen Märschen im erbarmungslosen Winter 1944/45 ihr Leben. Viele erfroren, verhungerten, waren zu schwach oder zu krank, um Schritt halten zu können.

Nicht selten kam es auch vor, dass Trecks von der nachrückenden Roten Armee angegriffen wurden und unter Be-

schuss gerieten. Entlang der Wege, die die Trecks genommen hatten, fanden sich bald viele Tote, die von den Fliehenden zurückgelassen werden mussten.

Das von Kirschbäumen umgebene Anwesen unserer Familie, in das meine betuchte Oma eingehiratet hatte, würde ich nie zu Gesicht bekommen. Hier hatte meine Mutter die bisherigen 25 Jahre ihres Lebens verbracht und hier war auch meine Schwester aufgewachsen. Mein Großvater, Fritz Weishaupt, ein Pharmazeut, der erfolgreich eine eigene Schmerztablette entwickelt hatte, war erst vor wenigen Monaten einer schweren Krebserkrankung erlegen. Sein geheimes Tablettenrezept hatte er mit ins Grab genommen. Die Ära der Familie Weishaupt in Breslau würde nun zu Ende gehen.

Weinend schloss Großmutter die Tür hinter sich zu und machte sich mit ihrer Enkelin und so viel Gepäck, wie sie tragen konnten, auf den Weg zu uns in die Klinik. Meine Schwester hatte gegen die Kälte zwei Mäntel und zwei Hosen an, noch dazu ihren bis oben vollgestopften Rucksack auf dem Rücken. Er war so schwer, dass sie sich kaum halten konnte. Vom Krankenhaus aus brachen wir gemeinsam auf zum Bahnhof.

Immer noch waren die Hallen und Bahnsteige voller Menschen, die hofften, irgendwo mitfahren zu können. Mütter mit Kindern auf dem Schoß saßen mit Sack und Pack auf den Stufen der großen überdachten Verkehrshalle, die Alten mit leerem Blick daneben. Menschen diskutierten verzweifelt mit den Beamten am Fahrkartenschalter. Panik lag spürbar in der Luft.

Von hallenden Lautsprecheransagen begleitet, kämpfte sich unser kleiner Tross durch das Gewühl, um zum Gleis zu gelan-

gen, von dem aus der Krankenzug abfahren sollte. Hier trafen wir unsere Bedienstete, die den Kinderwagen herbeigeschafft und ihn bis oben hin mit sechsunddreißig Mullwindeln, einer Daunendecke und einem Stillkissen beladen hatte. Außerdem hatte sie noch einige Taschen mit Lebensmitteln für uns gepackt. Sogleich legte Mutter mich in den Kinderwagen. Meine Wangen waren von der Kälte schon bläulich gefroren.

„Hast du mein schwarzes Kostüm und die Feldpostbriefe von Fritz eingepackt?“, erkundigte sich Mutter bei Großmutter. Noch vom Krankenhaus aus hatte meine Mutter Anweisungen gegeben, was sie unbedingt auf die Flucht mitnehmen sollte. Meine nicht allzu pragmatisch veranlagte Oma hatte ja allein zu Ende packen müssen. Sie nickte. „Ja, das Kostüm ist im Rucksack.“ „Und die Feldpostbriefe von Fritz?“, hakte Mutter alarmiert nach. Großmutter zuckte mit den Schultern. Die hatte sie in der ganzen Hektik doch tatsächlich vergessen.

Mutters Augen wurden schmal. Sie musste all ihre verbliebene Kraft zusammennehmen, um ihren Ärger und die Enttäuschung zurückzuhalten. Wieso war Hedwig Weishaupt nur so vergesslich und schusselig! Die Briefe ihres geliebten, gefallenen Fritz hatte sie unbedingt retten wollen! Doch nun war es zu spät. Der Zug würde in wenigen Minuten abfahren. Erna Pottag blieb nur noch der Ehering als greifbare Erinnerung an ihren Mann, den sie vor wenigen Jahren in einer schlichten Kriegstrauung geheiratet und mit dem sie nie ein Alltagsleben geteilt hatte. Bis auf seine wenigen Urlaubsbesuche von der Front in ihrem Elternhaus hatten sie sich fast nicht gesehen. Doch immerhin hatte sie noch zwei Bilder von ihm, die sie immer bei sich trug. Diese würde sie hüten wie einen Schatz.

Eilig trat der Zugführer auf uns zu und drängte uns zum Einsteigen. Die Demenzkranken waren bereits in ihren Abteilen, nun sollten wir hinein, bevor der Ansturm der anderen kam, die noch einen Platz ergattert hatten. Mit immer noch düsterem Gesicht kletterte meine Mutter in den Waggon. Dahinter meine Schwester und ich. Großmutter und die Bedienstete hievt den Kinderwagen durch die Tür. Meiner Mutter wurde eine Sitzbank so zurechtgemacht, dass sie sich als Wöchnerin hinlegen konnte. Oma platzierte sich mit dem Kinderwagen im Mittelgang und ließ ihn nicht mehr los.

Bald füllte sich das Abteil um uns herum, bis dicht an dicht Menschen saßen, sich Koffer türmten und verstörte Kinder weinten. Auf der gegenüberliegenden Gangseite saß eine Frau mit ihren Kindern, die anscheinend nur ein Netz voller Obst dabei hatte. „Haben Sie nur so wenig mitgenommen?“, fragte meine Mutter erstaunt. „Ja, der Führer hat gesagt, die Wunderwaffe kommt“, gab die Frau zuversichtlich zurück. „Dann sind wir in zwei, drei Tagen wieder zu Hause.“

Betreten sahen die anderen Mitreisenden beiseite oder nestelten an ihren Siebensachen herum. Keiner sagte etwas. Die meisten hatten den Glauben an die Kriegspropaganda längst verloren. Dann ertönte ein Pfiff, es quietschte und ruckelte und der Zug fuhr schnaufend ab. Durch die Fenster beobachteten die Passagiere, wie Häuserfronten und altbekannte Gebäude Breslaus vorbeizogen. Wehmut lag in ihren Blicken. Sie ahnten, dass sie ihre Heimat womöglich für immer verließen. Was würde sie erwarten? Wie lange würde diese Reise dauern? Wohin würde sie sie führen?

Ballast auf der Flucht

Am 23. Januar 1945, einen Tag nachdem wir Breslau verlassen hatten, begann die Rote Armee, Brückenköpfe südwestlich der Stadt zu errichten – strategische militärische Stellungen an der Oder, die sich an der Grenze von deutschem und russischem Territorium befanden. Nicht viel später fingen die Russen an, die Festung Breslau einzukesseln. Wir waren gerade noch rechtzeitig davongekommen.

Unser Zug bewegte sich im Schneckentempo. Doch wir waren aus Breslau heraus. Unser erklärtes Ziel war das brandenburgische Meyenburg, ein kleines Städtchen in der Ostprignitz, wo ein Bekannter meines Großvaters ein Schützenhaus hatte, in dem wir unterkommen könnten. Meine Mutter hatte meiner Schwester Hannelore vorsorglich ein Schild umgehängt mit ihrem Namen und dem Ziel unserer Flucht. Auch am Kinderwagen, in dem ich immer noch lag, waren mehrere solcher Schilder angebracht.

Da bei Mutter aufgrund der Strapazen der Milcheinschuss ausgeblieben war, bekam ich Fläschchen mit angerührtem Milchpulver. Zufrieden trank ich auf dem Arm meiner Oma und schlief danach weich gebettet auf dem großen Stapel von Stoffwindeln im Kinderwagen ein. In eines der unteren Mulltücher war ein Brillant eingewickelt, den niemand dort vermutete. Ich war die unwissende Schatzhüterin. Irgendwann würden wir dieses kostbare Schmuckstück in Zeiten der Not eintauschen.

Nach zwei Tagen erreichte unser Krankenzug Liegnitz, 70 Kilometer westlich von Breslau, wohin die Demenzkranken

verlegt wurden. Auch wir mussten aus unserem Wagen aussteigen und uns nach einer nächsten Fahrtmöglichkeit umsehen. Hier hörten wir von einem sogenannten Hotel, in dem wir übergangsweise unterkommen konnten. Es glich eher einer Stallung. Meine Großmutter brach in Tränen aus und stand hilflos herum, während meine Mutter immer schwächer wurde und glühte. Sie fieberte stark. Sie konnte eine Hebamme ausfindig machen, die höchst alarmiert war und sofort veranlasste, dass meine Mutter mit Blaulicht in ein Krankenhaus gebracht wurde – wir anderen fuhrten alle mit. Sie hätte uns mit der hilflosen Großmutter nicht allein zurücklassen können.

Mutters Leben hing an einem seidenen Faden, Kindbettfieber war lebensbedrohlich. Gott sei Dank konnte ihr in der Klinik noch rechtzeitig geholfen werden und sie bekam ein Antibiotikum. So verbrachten wir die Nacht in der Klinik.

Von nun an hieß es täglich zu schauen, ob wir einen Platz in den wenigen Zügen ergattern konnten, die uns unserem Ziel näher bringen würden, oder wo wir an unvermuteten Endstationen Unterschlupf finden und etwas zu essen bekommen konnten. Nicht selten schliefen wir auf Bahnsteigen, wo es zumindest teilweise ein schützendes Dach gab. Manchmal konnten wir bei Leuten ein paar Nahrungsmittel kaufen oder eintauschen, manche nahmen uns sogar über Nacht auf und versorgten uns liebevoll.

Meine Mutter war eine Kämpferin und setzte sich, obwohl noch körperlich geschwächt, beharrlich und mit einer unglaublichen Stärke für ihre Familie ein. Meine Großmutter dagegen, die noch nie auf sich selbst gestellt gewesen war, brach oft in Tränen aus. Die Situation, die ständig so ausweglos erschien,

überforderte sie. Meine Schwester klammerte sich meistens zitternd an meine Mutter und war ebenfalls immerzu in Tränen aufgelöst.

Ich war natürlich noch zu klein, um zu verstehen, was hier vor sich ging. Dennoch nahm ich unterbewusst wohl alles wahr, was an Bedrohung und Angst um mich herum geschah. Besonders auch, dass ich eine zusätzliche Last war – ein hilfloses, bedürftiges Bündel, das kaum Überlebenschancen hatte –, brannte sich tief in meine kleine Kinderseele ein. Ich war zu viel und es gab buchstäblich keinen Platz für mich. Manchmal, wenn es im Abteil zu eng war für den Kinderwagen, reiste ich verstaubt im Gepäcknetz des überfüllten Zuges mit. Ich weinte viel und schrie nächtelang.

Während der Schwangerschaft hatte meine Mutter erfahren, dass Fritz, mein Vater, an der Front gefallen war. Ihr geliebter Fritz. Von Trauer und Zukunftsängsten umgetrieben, verfiel Mutter in eine unglaubliche Nervosität und begann, die Nächte durchzustricken. Irgendwie musste sie den Schmerz bewältigen, ihn wegstricken. Mit dieser inneren Unruhe war ich zur Welt gekommen und schrie sie nun lauthals aus mir heraus. Es war die Oma, die sich immer wieder liebevoll um mich kümmerte, mir Trost, Wärme und Geborgenheit schenkte.

Lange konnten wir nirgendwo bleiben. Die Rote Armee rückte nach und kam immer näher. Die Konzentrationslager an der jetzigen Front waren aufgelöst worden. Durch die Straßen von Plagwitz, wo wir zwischendurch Unterschlupf bei zwei gutherzigen Witwen gefunden hatten, marschierten barfuß, in meterlangen Schlangen, entlassene, ausgemergelte Häftlinge in ihren gestreiften Hemden. Die beiden älteren Frauen

bereiteten heiße Getränke zu und reichten sie den ehemaligen KZ-Insassen durch die Fenster nach draußen. Ein furchtbarer, verstörender Anblick für die Frauen, die bislang nur Gerüchte über solche Lager gehört hatten. Da die Russen die Camps leer vorfinden sollten, waren die Häftlinge auf diese todbringenden Märsche durch die eisige Kälte geschickt worden.

Auch wir mussten nun schnell weiter. So brachte uns eine der Witwen kurz darauf zum Bahnhof und half uns, einen Zug nach Görlitz zu bekommen. Von hier schlugen wir uns weiter durch bis Dresden, wo Lilo lebte, die Verlobte meines Onkels Kurt, der im Afrikafeldzug gekämpft hatte. Mit Tränen in den Augen berichtete sie uns, dass er inzwischen in amerikanischer Gefangenschaft war. Wir waren erschüttert. Inzwischen lagen drei Wochen zehrende Flucht hinter uns. Ausgelaugt hofften wir, dass wir vielleicht bei Lilo bleiben könnten. Doch schon nach den ersten Tagen wurden wir eindringlich gewarnt: „Ihr müsst schnell wieder weg, in Dresden passiert bald etwas. Seit Tagen gibt es hier Aufklärungsflüge.“

Alarmiert versuchte Mutter an drei aufeinanderfolgenden Tagen, einen Zug für uns zu finden. Ohne Erfolg. Doch schließlich gelang es ihr und so standen wir am 13. Februar wieder mit Kinderwagen, Sack und Pack am Bahnhof. Lilo begleitete uns, um uns zu versabschieden. Mit einem Zettel, auf den Lilo Kurts Postadresse in den USA notiert hatte, setzte sich meine Familie mit mir in den Waggon und winkte der jungen Frau aus dem Fenster zu, bis sie nicht mehr zu sehen war.

Nach nur zwanzig Kilometern kam der Zug abrupt zum Stehen. „Alle aussteigen!“, hieß es. „Fliegeralarm!“ An einer kleinen Bahnstation mitten im Nirgendwo mussten wir die Waggons

verlassen und wieder auf dem eisigen Bahnsteig campieren. Bei Einbruch der Dunkelheit hörten wir plötzlich ein fürchterliches Dröhnen über unseren Köpfen. „Bomber!“, rief meine Mutter entsetzt. Alle starrten in die Richtung, in die die Kampfflugzeuge steuerten: Das bislang vom Krieg verschonte Elbflorenz wurde angegriffen.

Es war die Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945, in der es unzählige Bomben auf Dresden hagelte und eine Zerstörung und ein Massensterben unvorstellbaren Ausmaßes angerichtet wurden. Nach den Sprengbomben wurden Brandbomben abgeworfen, deren Feuersturm die sächsische Stadt binnen kürzester Zeit in Schutt und Asche legte. Dresden brannte lichterloh.

Meiner Mutter und meiner Großmutter, die den fürchterlichen Angriff mit weit aufgerissenen Augen aus der Ferne beobachteten, gefror das Blut in den Adern. Was für ein schreckliches Szenario! So knapp waren wir dem Tod entronnen! Sie zitterten am ganzen Leib. Meine vierjährige Schwester, die wieder in den Mantel meiner Mutter gewickelt auf der Erde lag, übergab sich die ganze Nacht. Nichts konnte sie mehr beruhigen.

Wie wir später erfahren sollten, kam auch Lilo, die wir noch wenige Stunden zuvor verabschiedet hatten, bei diesem Bombardement ums Leben.

Nur einen Tag später, am 15. Februar 1945, entbrannte zwischen der Roten Armee und der deutschen Wehrmacht eine heftige Schlacht um Breslau. Bald war auch unsere Heimatstadt größtenteils dem Erdboden gleichgemacht, gerade mal ein Drittel der Häuser stand noch. Auch das großzügige Anwesen meiner Vorfahren war nur noch ein Trümmerberg, die

Kirschbäume niedergebrannt. Nun waren wir wirklich heimatlos. Nie wieder würden wir zurückkehren.



Meine Mutter Erna mit meiner älteren Schwester Hannelore und mir im Januar 1946 in Lübeck © privat